



JULIA  
GREGSON

Teerose  
und  
Sandelholz

Weltbild

Herbst 1928: Drei junge Frauen reisen nach Indien, voller Abenteuerlust und Hoffnung auf Freiheit und ein neues, aufregendes Leben. Rose, schön und naiv, will einen Mann heiraten, den sie zuvor kaum je gesehen hat. Victoria ist wild entschlossen, ihrer herrischen Mutter zu entkommen, sich selbst einen Ehemann zu angeln und nie wieder nach London zurückkehren. Viva will sich in dem Land, in dem sie geboren wurde, den Schatten ihrer Vergangenheit stellen und ein unabhängiges Leben als Schriftstellerin führen. Doch keiner ihrer kühnsten Träume hat die drei Frauen auf das vorbereitet, was sie in Indien erwartet. Eine Welt, die es schon bald nicht mehr geben wird ...

»Ein opulenter historischer Roman und eine hinreißende, nie vorhersehbare Geschichte!«

Sunday Times

Julia Gregson

# Teerose und Sandelholz

Roman

Aus dem Englischen von Elfriede Peschel

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Julia Gregson arbeitete als Model für Hardie Amies, bevor sie sich dem Journalismus zuwandte. Nach Auslandseinsätzen in Vietnam und Indien begann sie in New York, für den Rolling Stone zu schreiben und hat Mohammed Ali, Buzz Aldrin, Ronnie Biggs und die Größen Hollywoods interviewt. Inzwischen ist sie verheiratet, hat eine Tochter, vier Stiefkinder und lebt in Wales mit drei Ponys und zwei Hunden.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel East of the sun.

Konstantinos Karafis' Gedicht »Ithaka« zit. aus »Brich du auf gen Ithaka«, übers. von Wolfgang Josing und Doris Gundert, Köln: Romiosini 2002.

»April ist he cruellest month« von T.S. Eliot zit. aus »Die englische Lyrik II«, übers. und hg. von Karl Heinz Goller, Düsseldorf: Bagel 1968.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Julia Gregson

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Blanvalet Verlag München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Elfriede Peschel

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Elfriede Peschel liegen beim Blanvalet Verlag München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-770-7

Für Richard, in Liebe

London, September 1928

Verantwortungsbewusste junge Frau, achtundzwanzig Jahre alt, kinderlieb und Indienkennerin, bietet ihre Dienste an als Anstandsdame für die Überfahrt von Tilbury nach Bombay gegen Übernahme der Hälfte des Fahrtpreises.

Es schien Viva Holloway wie eine Art Wunder, dass sie, fünf Tage nachdem sie drei Shilling und sechs Pence für ihre Anzeige in der Septemberausgabe von *The Lady* bezahlt hatte, tatsächlich das Restaurant Derry & Toms in London betrat, um dort auf ihre erste Kundin, eine Mrs Jonti Sowerby aus Middle Wallop in Hampshire, zu warten.

Viva hatte für dieses Vorstellungsgespräch ihre übliche Garderobe aus geliehenen Seidenkleidern und Fundstücken aus Wohltätigkeitsbasaren im Schrank gelassen und sich stattdessen für ein graues Tweedkostüm entschieden, das sie zwar hasste, aber bei ihrer vorübergehenden Arbeit als Schreibkraft getragen hatte. Ihr Haar – dick und dunkel und schwer zu bändigen – war angefeuchtet und zu einem kleinen Knoten nach hinten gesteckt worden.

Sie trat ein in das vornehme Gemurmel des Teesalons, wo ein Klavierspieler eine belanglose Melodie spielte. Eine kleine Frau von der Zerbrechlichkeit eines Vogels, die einen ungewöhnlichen blauen Hut trug (etwas Käfigartiges mit einer hinten emporragenden blauen Feder), erhob sich, um sie zu begrüßen. Neben ihr saß ein molliges, schweigsames Mädchen, das Mrs Sowerby zu Vivas Erstaunen als ihre Tochter Victoria vorstellte.

Beide waren von einem Meer aus Päckchen und Paketen umgeben. Eine Tasse Kaffee wurde angeboten, aber leider kein Kuchen. Viva hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen, und unter der Glasglocke auf der Theke präsentierte sich neben ein paar Scones auch ein köstlich aussehender Walnusskuchen.

»Sie sieht furchtbar jung aus«, beklagte Mrs Sowerby sich sofort bei

ihrer Tochter, als wäre Viva gar nicht anwesend.

»Mama«, protestierte Victoria mit erstickter Stimme, und als das Mädchen sich ihr zuwandte, fielen Viva seine wunderschönen Augen auf: groß und von einem ungewöhnlichen Dunkelblau, fast wie das von Kornblumen. Tut mir leid, ich kann nichts dafür, signalisierten sie.

»Nun, tut mir leid, Schatz, aber so ist es nun einmal.« Mrs Sowerby hatte unter ihrem sensationellen Hut die Lippen geschürzt. »Ach, meine Liebe, was für ein Durcheinander.«

Mit angespannter Stimme wandte sie sich dann endlich doch noch an Viva und erklärte dieser, dass Victoria in Kürze nach Indien fahren werde, um dort Brautjungfer bei der Hochzeit ihrer besten Freundin Rose zu sein, die, und hier mischte sich ein angeberischer, schleppender Unterton in Mrs Sowerbys Stimme, »in Bombay Hauptmann Jack Chandler von der dritten Kavallerie in der St.-Thomas-Kathedrale ehelichen wird.«

Die von ihnen engagierte Anstandsdame, eine Mrs Moylett, sei in letzter Minute abgesprungen – offenbar aufgrund einer plötzlichen Verlobung mit einem älteren Mann.

Viva hatte ihre Tasse abgestellt und dabei eine, wie sie fand, verantwortungsbewusste Miene aufgesetzt. Ihr war der Anflug von Verzweiflung in den Augen der Frau nicht entgangen, das Verlangen, die Sache möglichst rasch abzuwickeln.

»Ich kenne Bombay recht gut«, hatte sie gesagt, was in gewisser Weise der Wahrheit entsprach: sie war im Alter von achtzehn Monaten auf den Armen ihrer Mutter durch die Stadt getragen worden, war dann mit fünf Jahren noch einmal dort gewesen und hatte Eiskrem am Strand gegessen. Zum letzten Mal hatte sie Bombay mit zehn besucht, um später nicht mehr dorthin zurückzukehren. »Victoria wird in guten Händen sein.«

Das Mädchen wandte sich mit hoffnungsvollem Blick an Viva. »Sie können mich Tor nennen, wenn Sie mögen«, sagte sie. »Alle meine Freunde tun das.«

Als der Kellner wieder erschien, bestellte Mrs Sowerby umständlich einen Kräutertee anstelle eines »normalen englischen Tees«.

»Ich bin Halbfranzösin, wissen Sie«, erklärte sie Viva mit

Schmollmund, als entschuldigende dies alles.

Während sie in ihrer kleinen Krokodertasche kramte, wandte die stille Tochter sich an Viva und verdrehte die Augen. Dieses Mal formte sie das Wort »Entschuldigung« mit den Lippen, lächelte und kreuzte die Finger.

»Kennen Sie sich mit Schrankkoffern aus?« Mrs Sowerby bleckte ein klein wenig die Zähne. »Das war auch etwas, wobei Mrs Moylett uns behilflich sein wollte.«

Wundersamerweise kannte Viva sich aus: In der vergangenen Woche hatte sie die Titelseiten von The Pionier nach möglichen Stellenangeboten durchkämmt und war dabei auf eine große Anzeige der Firma Tailor Ram für solche Koffer gestoßen.

Sie sah Mrs Sowerby mit festem Blick an und sagte: »Das Modell ›Viceroy‹ ist ausgezeichnet. Es ist mit einem Metallrahmen unter den Leinwandeinschüben ausgestattet. Sie bekommen ihn im Army and Navy Store. Den genauen Preis habe ich nicht im Kopf, aber ich glaube, er liegt bei fünfundzwanzig Shilling.«

Im Restaurant machte sich eine leichte Unruhe bemerkbar, und das Klappern des Bestecks setzte vorübergehend aus. Eine attraktive ältere Dame in blassem Tweed und einem zweckmäßigen Hut war eingetroffen und lächelte, während sie sich ihnen näherte.

»Das ist Mrs Wetherby.« Tor erhob sich strahlend und umarmte die ältere Frau. »Setzen Sie sich«, sie klopfte auf den Stuhl neben sich. »Mama und ich führen aufregende Gespräche über Reithosen und Tropenhelme.«

»Nur weiter so, Victoria«, sagte Mrs Sowerby, »sorg du nur dafür, dass das ganze Restaurant erfährt, was wir vorhaben.« Sie wandte sich an Viva. »Mrs Wetherby ist die Mutter von Rose. Die, die in Indien Hauptmann Chandler heiraten wird. Sie ist ein außergewöhnlich hübsches Mädchen.«

»Ich kann es kaum erwarten, dass Sie sie kennen lernen.« Tor strahlte plötzlich vor Glück. »Man hat solchen Spaß mit ihr, sie ist so perfekt, und alle lieben sie – wir kennen uns von Kindesbeinen an, wir sind zusammen zur Schule gegangen, auf Ponys geritten ...«

Viva überkam ein vertrautes Gefühl – wie schön musste es sein, eine Freundin zu haben, die einen seit frühesten Kindertagen kannte.

»Victoria«, tadelte ihre Mutter sie, und die blaue Feder, die über ihrer Augenbraue wippte, gab ihr das Aussehen eines leicht verärgerten Vogels, »ich weiß nicht, ob es nötig ist, Miss Holloway das alles zu erzählen. Wir haben uns noch nicht entschieden. Wo ist übrigens die liebe Rose?«

»Beim Arzt«, antwortete Mrs Wetherby verlegen. »Sie wissen schon ...« Sie nippte an ihrem Kaffee und warf Mrs Sowerby einen bedeutungsschweren Blick zu. »Aber wir hatten einen äußerst aufregenden Vormittag, ehe ich sie dort absetzte«, ergänzte Mrs Wetherby ohne zu stocken. »Wir haben Kleider und Tennisschläger gekauft, und ich treffe Rose in einer Stunde am Beauchamp Place wieder – dort kümmern wir uns um die Aussteuer. Das arme Mädchen wird heute Abend völlig erschöpft sein; ich glaube nicht, jemals so viele Kleider an einem Tag gekauft zu haben. Und wer ist nun diese reizende junge Person?«

Viva wurde Mrs Wetherby als eine »professionelle Anstandsdame« vorgestellt. Mrs Wetherby, die ein warmherziges Lächeln hatte, legte daraufhin ihre Hand in die von Viva und meinte, sie freue sich, ihre Bekanntschaft zu machen.

»Ich habe sie bereits befragt«, sagte Mrs Sowerby zu Mrs Wetherby. »Sie kennt Indien wie ihre Westentasche und hat auch die Frage des Schrankkoffers geklärt – sie meint, es komme nur ein ›Viceroy‹ in Frage.«

»Die Mädchen sind sehr vernünftig«, meinte Mrs Wetherby besorgt. »Es ist einfach nur tröstlich, jemanden zu haben, der alles im Auge behält.«

»Aber wir können Ihnen leider nur fünfzig Pfund für beide Mädchen anbieten«, sagte Mrs Sowerby, »und keinen Penny mehr.«

Viva hörte regelrecht, wie Tor den Atem anhielt, sie sah, wie ihr Mund in kindlicher Besorgnis zuckte und sie sie mit ihren großen Augen ansah, während sie auf eine Antwort wartete.

Sie stellte rasch ein paar Berechnungen an. Die einfache Fahrt von London nach Bombay belief sich auf etwa achtzig Pfund. Sie hatte

hundertzwanzig Pfund gespart und würde Taschengeld benötigen, wenn sie ankam.

»Das klingt akzeptabel«, sagte sie gelassen, als wäre es für sie etwas ganz Alltägliches.

Tor atmete geräuschvoll aus. »Gott sei Dank!«, sagte sie. »Welch ein Segen!«

Viva schüttelte allen die Hand und verließ das Restaurant mit neuem Schwung in ihrem Schritt. Das würde ein Kinderspiel werden: Die Linkische mit den blauen Augen und der verrückt aussehenden Mutter wollte um jeden Preis weg; ihre Freundin Rose würde heiraten und hatte keine Wahl.

Ihr nächstes Treffen fand im Army and Navy Hotel statt. Dort wollte sie mit einer Frau namens Mrs Bannister über einen weiteren möglichen Schützling sprechen: einen Schuljungen, dessen Eltern in Assam lebten. Sie suchte in ihrer Handtasche nach ihrem Notizzettel. Der Junge hieß Guy Glover.

Und jetzt saß sie mit Mrs Bannister zusammen, einer gereizten und nervös wirkenden Person mit vorstehenden Zähnen. Um die vierzig, wie Viva vermutete, obwohl es nicht zu ihren Stärken gehörte, das Alter erwachsener Menschen zu schätzen. Mrs Bannister bestellte ihnen beiden eine lauwarmer Tasse Tee ohne Kekse oder Kuchen.

Mrs Bannister sagte, sie wolle gleich auf den Punkt kommen, weil sie den Zug um halb vier Uhr zurück nach Shrewsbury erwischen müsse. Ihr Bruder, Teepflanzer in Assam, und seine Frau Heather befänden sich »in einer ziemlichem Zwickmühle«. Ihr Sohn Guy, ihr einziges Kind, sei ziemlich plötzlich aufgefordert worden, seine Schule zu verlassen. Er sei sechzehn.

»Er ist immer schon ein schwieriger Junge gewesen, doch man sagt mir, unter dem allen stecke ein guter Kern«, versicherte seine Tante Viva. »Er hat jetzt zehn Jahre lang das St.-Christopher's-Internat besucht, ohne zwischendurch bei seinen Eltern in Indien gewesen zu sein. Aus verschiedenen Gründen, auf die näher einzugehen ich jetzt nicht die Zeit habe, ist es uns nicht möglich gewesen, ihn so oft zu sehen, wie wir das gerne gehabt hätten, aber seine Eltern glauben nun,

er käme in Indien besser zurecht. Wenn Sie ihn begleiten können, sind sie bereit, Ihnen die gesamte Überfahrt zu bezahlen.«

Viva spürte, wie sie vor innerem Jubel errötete. Wenn man ihr den ganzen Fahrpreis erstattete und sie außerdem von Mrs Sowerby fünfzig Pfund bekam, würde sie dadurch, Gott sei Dank, einen kleinen finanziellen Spielraum für die erste Zeit in Indien erlangen. Ihr kam in diesem Moment überhaupt nicht in den Sinn zu fragen, warum ein Junge dieses Alters nicht allein reisen konnte, oder auch weshalb seine Eltern, die Glovers, nicht nach Hause kamen, um ihn selbst abzuholen.

»Gibt es noch etwas, was Sie über mich wissen möchten, Referenzen oder Ähnliches?«, fragte sie stattdessen.

»Nein«, sagte Mrs Bannister. »Ach ja, vielleicht doch, Sie sollten uns eine Referenz nennen. Gibt es jemanden hier in London?«

»Meine derzeitige Arbeitgeberin ist Schriftstellerin, eine Mrs Driver.« Viva kritzelte die Adresse rasch auf einen Zettel für Mrs Bannister, die an ihrer Handtasche herumfummelte und – offenbar schon auf dem Sprung – versuchte, die Kellnerin auf sich aufmerksam zu machen. »Sie wohnt gegenüber dem Natural History Museum.«

»Ich werde Ihnen auch einen Plan zuschicken, wie sie zu Guys Schule kommen, und eine Anzahlung«, sagte Mrs Bannister. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, dass Sie das übernehmen.« Dabei zeigte sie ihre überwältigenden Zähne alle auf einmal.

Was Viva jedoch am meisten beeindruckte, als sie dem Rücken von Mrs Bannisters flatterndem Regenmantel nachsah, die zu ihrem Taxi eilte, war die schockierende Leichtigkeit, mit der man Leuten Lügen unterbreiten konnte – vor allem, wenn es das war, was sie hören wollten. Denn sie war nicht achtundzwanzig, sie war erst fünfundzwanzig, und was ihre Kenntnis von Indien betraf, hatte sie dort nur als unschuldiges Kind gespielt, ehe alles passierte. Sie kannte es etwa so gut wie die Rückseite des Mondes.

»Sie scheint in Ordnung zu sein, oder nicht?«, sagte Mrs Sowerby zu Mrs Wetherby, nachdem Viva gegangen war. »Sie sieht sehr gut aus«, ergänzte sie, als würde dies alles entscheiden, »wenn man von diesem schauerhaften Kostüm absieht. Also wirklich, die Engländerinnen und ihre Kleidung.« Als sie das Wort »Kleidung« aussprach, wölbte sich ihre Oberlippe geziert, aber das focht Tor diesmal nicht an.

War das nicht prima – sie hatten eine Anstandsdame, Phase zwei des Plans war glatt über die Bühne gegangen. Mochte das Mienenspiel und das sorgsame Abwägen ihrer Mutter die anderen auch genarrt haben, sie ließ sich davon nicht täuschen. Sie hatten den Sommer über derart bittere Kämpfe ausgetragen, dass sich auch ein haariger Affe um diese Stelle hätte bewerben können, und ihre Mutter hätte trotzdem gesagt: »Er ist perfekt«, so verzweifelt wünschte sie sich, Tor loszuwerden.

Und jetzt war die Aufregung fast größer, als sie es ertragen konnte. Heute Morgen waren die Tickets eingetroffen, und in zwei Wochen würden sie aufbrechen. Zwei Wochen! Sie hatten den ganzen Tag vor sich, um in London Kleider und andere Notwendigkeiten einzukaufen, die auf einer aufregenden Liste standen, die ihnen ihre Gastgeberin in Bombay hatte zukommen lassen.

Ihre Mutter, für die der Alltag normalerweise von jeder Menge Regeln bestimmt wurde – wie zum Beispiel an Dienstagen nur Zitrone und Wasser und mittwochs keinen Kuchen und beim Betreten eines Raums »Bing« sagen, weil das dem Mund eine schöne Form gab – hatte diese sogar soweit gelockert, dass sie ihr bei Derry & Toms einen Walnusskuchen erlaubte. Und da sie jetzt wusste, dass sie auf alle Fälle reisen würde, erschienen ihr all die anderen Dinge, die sie normalerweise an ihrer Mutter wahnsinnig machten: die Art und Weise, wie diese die Französin herauskehrte und geziert tat, sobald sie in eine Stadt kam; die peinlichen Hüte; ihr penetranter Duft (Guerlains Shalimar), ganz zu schweigen von den Regeln, Männer und Konversation betreffend, beinahe erträglich – denn bald würde sie weg, weg, weg sein und hoffentlich nie mehr zurückkehren, und das schlimmste Jahr ihres Lebens wäre vorüber.

Nach dem Kaffee eilte Mrs Wetherby davon, um Rose vom Arzt abzuholen.

Tors Mutter trank heißes Wasser mit Zitrone – Kräutertee war nicht aufzutreiben gewesen –, und sie hatte ihren silbernen Stift und das Notizbuch mit der Kleiderliste darin gezückt.

»Reithosen. Wahrscheinlich wirst du in Indien auf die Jagd gehen.«

Tor kam es so vor, als spräche ihre Mutter lauter als sonst, fast als wollte sie den Leuten am Nebentisch vermitteln, was für aufregende Leute sie doch waren.

»Ci Ci meint, es sei dumm, sie in London zu kaufen, sie kennt einen Mann in Bombay, der sie einem für ein paar Pennys zusammennäht.«

Ci Ci Mallinson war eine entfernte Kusine ihrer Mutter und würde bald Tors Gastgeberin sein, wenn sie in Bombay eintraf. Sie hatte auch heroisch eingewilligt, Roses Hochzeit auszurichten, ohne ihr je begegnet zu sein. Ihre auf aufregend knisterndem Schreibpapier mit schludriger Hand geschriebenen Briefe erzählten von ständigen Partys, Reitfesten, Tagen beim Pferderennen und vom gelegentlichen großen Ball beim Gouverneur.

»Eine wirklich gute Idee«, hatte sie in ihrem letzten Brief über einen Ball geschrieben, der vor kurzem im Bombay Yacht Club stattgefunden hatte. »Sämtliche in Frage kommenden Engländer sind dort versammelt, und die Mädchen verbringen mit jedem von ihnen zehn Minuten und werden dann weitergereicht – das macht Spaß und reicht für gewöhnlich, um zu erfahren, ob man miteinander auskommt.« Am Ende hatte sie noch gewarnt: »Die Leute hier drüben geben sich wirklich alle Mühe, mithalten zu können, also Sorge bitte dafür, den Mädchen ein paar Ausgaben der Vogue mitzugeben, und, falls es nicht zu viel Mühe macht, eine dieser göttlichen Teerosen aus Seide – über meine sind auf dem Land eine Herde hungriger Rossameisen hergefallen!«

»Chinin« hakte ihre Mutter hektisch ab, »Gesichtskrem – Schatz, vergiss die bitte nicht. Ich weiß, dass ich dich mit unwichtigen Dingen ärgere, aber es gibt wirklich nichts, was einen schneller altern lässt, und du bist bereits ziemlich braun.« Das stimmte, Tor hatte den glatten olivbraunen Teint ihrer Vorfahren. »Eine Pinzette für die Augenbrauen, Liebling, und ich werde dir deine Raupen noch zupfen, ehe du fährst.«

Augenbrauen waren eine Obsession ihrer Mutter. »Abendkleider, ein Feldhocker – ach du liebe Güte! Das hört sich aber doch allzu sehr nach Doktor Livingstone an –, den werde ich streichen und ...« sie senkte ihre Stimme, »sie meint, du wirst ganze Pakete von du-weißt-schon-was benötigen, das ist nämlich unheimlich teuer dort und ich –«

»Mama!« Tor sah sie finster an und wich zurück; sie rechnete damit, dass ihre Mutter ihr jeden Moment ihren wunderschönen Morgen vergällte, indem sie über »Püppies Nothelfer« redete, ihrem Ausdruck für Toilettenpapier. »Mama«, Tor beugte sich über den Tisch, »bitte streich den Feldhocker nicht. Das klingt so abenteuerlich.«

»Ach, wie hübsch du aussiehst, wenn du lächelst.« Plötzlich fiel das Gesicht ihrer Mutter in sich zusammen. »Wenn du doch nur öfter lächeln würdest.«

Im darauf folgenden Schweigen spürte Tor, dass sich unter dem Hut ihrer Mutter eine Reihe komplizierter und schmerzhafter Gedanken abspielten, von denen ihr einige nur allzu vertraut waren: Hätte Tor beispielsweise mehr gelächelt oder mehr wie Rose ausgesehen, hätte man sich all die Ausgaben, um sie nach Indien zu schicken, sparen können; hätte sie weniger Kuchen gegessen, an Dienstagen mehr Zitronenwasser getrunken, sich etwas französischer benommen. Ihre Mutter schien sie immer auf diese Weise hochzurechnen und dabei zu dem Ergebnis zu kommen, dass sie eine riesige Enttäuschung war. Doch jetzt grub tatsächlich eine Träne einen Kanal durch den losen Puder auf dem Gesicht ihrer Mutter und setzte sich auf ihrem Lippenstift fest.

»Halt meine Hand, Liebling«, sagte sie. Als sie tief und schluchzend Atem holte, konnte Tor nicht anders, sie rückte ihren Stuhl beiseite. In dieser Stimmung erschien ihre Mutter ihr furchtbar unverstellt und menschlich, und Tor war machtlos dagegen. Es war zu spät, der Schaden war bereits angerichtet.

An diesem Tag ein Taxi aufzutreiben, erwies sich als unmöglich, und obwohl sie normalerweise in keinen Bus einstieg, befand Tor sich etwa eine Stunde später im oberen Deck eines Omnibusses und blickte hinab auf Regentropfen, die in den Kronen staubiger Bäume des St.-James'-Parks trockneten. Der Bus fuhr den Piccadilly hinunter auf Swan &

Edgar zu, und Tor, die das parfümierte Knochengestell ihrer Mutter so ungewohnt nah neben sich spürte, versetzte es zu ihrer Überraschung einen weiteren Stich.

Dies alles hätte tatsächlich der Ausflug einer glücklichen Mutter mit ihrer Tochter sein können, wäre sie nur nicht so schwierig gewesen: Sie stellte sich den zu Hause mit einem Teller Sandwichs zurückgelassenen Vater vor, während die Frauen den Tag in der Stadt verbrachten.

Vom Obergeschoss des Busses aus konnte sie sehen, wie der große Kessel Londons sich bis zum Horizont hin ausdehnte: großartige Geschäfte mit Schaufensterpuppen, interessante Leute und schon hier eine so viel größere Welt.

Sonnenlicht fiel in Streifen über das Gesicht ihrer Mutter, als diese sich hinauslehnte, um aus dem Fenster zu schauen. Die violette Feder ihres Huts wackelte, als wäre sie lebendig.

»Sieh nur, Liebling! Dort ist das Ritz – o Gott, wie habe ich London vermisst«, hauchte sie. Und den ganzen Piccadilly hinunter zeigte sie ihr, was sie »ein paar schicke Gästehäuser« nannte (wenn Mutter sich aufregte, ließ ihr Englisch sie im Stich), Orte, an denen sie und Papa gespeist hatten, als sie noch Geld hatten, vor Tors Geburt: Capriatis, das In and Out – »ein fürchterlicher Küchenchef« – das Café Royal.

Tor hörte hinter sich ein paar Ladenmädchen kichern und »fürchterlicher Küchenchef« wiederholen. Aber dieses Mal ließ sie das kalt – schließlich fuhr sie in zwei Wochen nach Indien. Wenn du lächelst, wenn du lächelst, lächelt die ganze Welt mit dir.

»Liebling«, ihre Mutter zwickte sie. »Man summt nicht in der Öffentlichkeit, das ist furchtbar gewöhnlich.«

Als sie in der Reitsportabteilung von Swan & Edgar angekommen waren, bat ihre Mutter, die stolz darauf war, die wichtigen Verkäufer zu kennen, um die Hilfe einer Madame Duval, einer Witwe, wie sie Tor erklärte, die es hart getroffen hatte und die sie von früher her kannte.

»Wir suchen ein paar anständige Reithosen für den Sommer«, hatte ihre Mutter unnötigerweise dem Türsteher im Erdgeschoss mitgeteilt, »damit die Schneider in Bombay sie kopieren können.«

Oben in der Damenabteilung verdrehte Tor im Geiste die Augen, als Madame Duval sich die Nadeln aus dem Mund nahm und Mrs Sowerby

dazu beglückwünschte, wie mädchenhaft und schlank sie noch immer aussah. Sie verfolgte, wie ihre Mutter Grübchen bekam und ihren berühmten und oft weitergereichten Rat vom Zitronensaft wiederholte. Tor hatte die ganze Ballsaison über diese Abmagerungskur am eigenen Leib erfahren, nachdem ihre Mutter sich nur zum Kauf von Kleidern bereit erklärt hatte, die eine Nummer zu klein waren, um sie auf diese Weise ins Dünnsein zu zwingen. Manchmal schien es ihr, als versuchte ihre Mutter sie mit diesen Hungerkuren auszulöschen: Ihren schlimmsten Streit – es wäre fast zu Handgreiflichkeiten gekommen – hatten sie, als sie ihre Mutter dabei erwischte, wie sie eines Abends nach einem weiteren enttäuschenden Fest, auf dem keiner sie zum Tanz aufgefordert hatte, im Sommerhaus einen halben Laib Weißbrot mit Schinken hinunterschlang.

Das war der Abend, an dem ihre Mutter, die Gemeinheiten mehrsprachig auszuteilen verstand, sie mit dem deutschen Wort Kammerspeck vertraut gemacht hatte. »Es bedeutet trauriges Fett«, hatte sie gesagt, »und beschreibt dich ganz genau.«

»Ich habe hier die nächste Größe«, die fröhliche Madame Duval war mit einer schlackernden Hose zurückgekehrt. »Die könnte passen. Nehmen wir diesen Sommer an Reiterfesten teil?«

»Nein.« Wie üblich antwortete Tors Mutter an ihrer statt. »Sie geht nach Indien, nicht wahr, Victoria?«

»Ja«, sie starrte über die Köpfe der beiden auf ihr Spiegelbild. Ich bin groß, sagte sie sich, und fett.

»Wie schön, Indien!« Madame Duval strahlte ihre Mutter an. »Ein richtiges Abenteuer. Glückliches Mädchen!«

Ihre Mutter hatte beschlossen, lustig zu sein. »Ja, es ist très amusant«, erwiderte sie. »Wenn diese Mädchen dorthin gehen, nennt man sie den Angelklub, weil es da drüben so viele gutaussehende junge Männer gibt.«

»Nein, Mutter«, korrigierte Tor sie, »man nennt uns die Angelflotte.«

Ihre Mutter ging nicht darauf ein. »Und diejenigen, die dort keinen Mann finden«, ihre Mutter bedachte Tor mit einem garstigen Blick, der etwas Herausforderndes hatte, »werden zurückgegebenes Leergut genannt.«

»Oh, das ist aber nicht sehr nett«, sagte Madame Duval, und fügte dann wenig überzeugend hinzu: »Aber das wird Ihrer Victoria nicht passieren.«

»Mh«, Tors Mutter zog eine kleine Schnute, wie sie das immer machte, wenn sie ihr Gesicht im Spiegel betrachtete. Sie rückte ihren Hut zurecht. »Wollen wir es hoffen.«

Ich hasse dich, Mutter. Einen kurzen, schrecklichen Moment lang stellte Tor sich vor, mit einer Nadel derart gewaltsam in ihre Mutter zu stechen, dass diese laut aufschrie. Ich verachte dich durch und durch, sagte sie sich. Und ich werde nie wieder nach Hause zurückkommen.

Noch eine letzte Kleinigkeit gab es für Viva zu regeln, und der Gedanke daran machte sie fast schwindelig vor nervöser Anspannung. Eine Verabredung um sieben Uhr abends im Oxford and Cambridge University Club auf der Pall Mall mit William, ihrem Vormund und dem Testamentsvollstrecker ihrer Eltern.

William war es gewesen, der vor zwei Monaten durch das Vorzeigen eines Briefs – mit zittriger Hand auf billigem Papier geschrieben und der Information über einen Schrankkoffer, den ihre Eltern in Indien zurückgelassen hatten – ungewollt die ganze Ereigniskette in Gang gesetzt hatte, die sie nun nach Indien führte. Die Verfasserin, eine Mrs Mabel Waghorn aus Simla, teilte mit, der Schrankkoffer, der einige Kleider und persönliche Dinge enthalte, werde in einem Schuppen neben ihrem Haus aufbewahrt. Es habe in diesem Jahr jedoch heftige Regenfälle gegeben und sie sei in Sorge, der Schrankkoffer werde zerfallen, sollte sie ihn dort noch länger aufbewahren. Sie schrieb auch, dass nach der Beerdigung die Schlüssel ihres Koffers einem Mr William Philpott am Inner Temple Inn in London zur Verwahrung gegeben worden seien – sie solle sie dort abholen, sofern sie nicht ohnehin bereits in ihrem Besitz seien.

William hatte dem Brief einen eigenen beigefügt. Der Anblick seiner engen, Platz sparenden Handschrift hatte ihr einen schmerzhaften Stich versetzt.

»Verzeih mir meine schonungslose Offenheit«, schrieb er, »aber ich glaube nicht, dass Du diesbezüglich etwas unternehmen musst. Ich würde der alten Dame Geld schicken, damit sie sich des Koffers entledigen kann. Ich habe jedoch die Schlüssel, falls Du sie haben möchtest.«

Obwohl sie ihm nur ungern zustimmte, war Viva anfangs davon überzeugt gewesen, dass er Recht hatte. Eine Rückkehr nach Indien käme einem Bombenabwurf mitten in ihr Leben gleich.

Was sollte sie dort auch finden? Einen Kindertraum von einem vergrabenen Schatz im Stil von Rider Haggard? Eine glückliche Vereinigung mit ihrer verlorenen Familie?

Nein, es war lächerlich, es würde nur Schmerz bedeuten. Beim Gedanken daran sah sie buchstäblich, wie sie einen Schritt zurück ins Dunkel tat.

Denn endlich, nach sechs Monaten und zwei tristen Stellen als Schreibkraft in London – die eine bei einem stets betrunkenen Parlamentarier, die andere bei einer Firma, die eiserne Schlösser herstellte – hatte sie eine Arbeit als bewundernde Hilfskraft von Nancy Driver gefunden, einer freundlichen exzentrischen Dame, die in beeindruckendem Tempo einen Liebesroman nach dem anderen produzierte und großzügig Ratschläge erteilte. Ihre neue Stelle brachte ihr dreißig Shilling die Woche ein, genügend Geld, um ihr den Auszug aus dem YWCA, dem Heim für christliche junge Frauen, zu ermöglichen und sich am Earl's Court ein eigenes Zimmer zu nehmen. Das Beste daran war, dass sie begonnen hatte selbst zu schreiben und zum ersten Mal die Erfahrung von Erleichterung und Freude erlebte, die sie bis in ihre Körperzellen hinein fühlen konnte. Sie hatte herausgefunden, was sie aus ihrem Leben machen wollte – oder war sie hineingestolpert?

Sie fürchtete sich vor der Begegnung mit William – ihre Beziehung war so schmutzig und kompliziert geworden. Sie schrieb ihm und schlug ihm vor, die Schlüssel mit der Post zu schicken, aber er ging darauf nicht ein.

Warum also hatte bei all diesen neuen und wunderbaren Entwicklungen in ihrem Leben ein anderer unsteter Teil von ihr sich bei der Vorstellung, die Sachen ihrer Eltern wiederzusehen, erneut hungrig aufs Leben gestürzt?

Es gab Momente, in denen sie sich kaum daran erinnern konnte, wie ihre Familie ausgesehen hatte. Die Zeit hatte diese quälenden, herzerreißenden Erinnerungen verwischt, die Zeit und die relative Anonymität des Internats und später der Großstadt London, wo sie anfangs niemanden gekannt hatte. Tatsächlich war eines der Dinge, die sie am meisten an der Stadt liebte, dass so wenige Menschen einem persönliche Fragen stellten – abgesehen von all ihren offensichtlichen Attraktionen, dem Theater, den Galerien und den berausenden Spaziergängen entlang des Flusses. Nur zwei hatten es jemals getan: Zuerst die Frau, die das Formular im YWMC überprüfte und über einen

Punkt gestolpert war, zu dem sie keine Angaben gemacht hatte, nämlich dem Wohnsitz der Familie; und dann Fran, die mollige freundliche Schreibkraft, die im Schlafsaal das Bett neben ihr belegte. Sie hatte beiden erzählt, ihre Familie sei vor Jahren bei einem Autounfall in Indien umgekommen; für sie war es immer leichter, beide gleichzeitig sterben zu lassen. Von Josie erzählte sie ihnen gar nichts. Du brauchst nichts zu sagen war eine Lektion, die sie von William gründlich gelernt hatte.

Er wartete bereits vor der großartigen griechisch-römischen Fassade des Oxford and Cambridge Club auf sie, als sie um Viertel vor sieben die Stufen hochrannte. Wie immer hatte er seinen Hintergrund sorgfältig ausgesucht, indem er sich zu diesem Anlass zwischen zwei imposante korinthische Säulen gestellt hatte, wo sein dünnes Haar vom goldenen Schein der Lampen aus den luxuriösen Räumen hinter ihm angestrahlt wurde.

Wählerisch, wie er war, trug er den Nadelstreifenanzug, den sie zuletzt gefaltet über der Stuhllehne in seiner Wohnung in Westminster gesehen hatte. Sie erinnerte sich wieder daran, wie er seine Sockenhalter auf seinen Unterhosen arrangiert hatte, an den gestärkten Hemdkragen und seine Seidenkrawatte.

»Du siehst sehr gut aus, Viva.« Er hatte eine schneidende, leicht bellende Stimme, die im Inner Temple, wo er als Rechtsanwalt arbeitete, ihre Wirkung nicht verfehlte. »Gut so.«

»Danke, William.« Sie war entschlossen, Ruhe zu bewahren.

Sie hatte sich für diesen Anlass sorgfältig gekleidet: ein korallenfarbenes Seidenkleid – eins der abgelegten Kleider Miss Drivers –, die Seide hauchzart. Eine rote Rose bedeckte die versengte Stelle am Mieder, den Grund, weshalb es weggegeben worden war.

Sie war zeitig aufgestanden, um sich ihr Haar unter kaltem Wasser zu waschen, denn der alte Boiler war schon wieder kaputt. Es zu trocknen hatte eine Ewigkeit gedauert und Münzen im Wert von einem Shilling verschlungen. Dann hatte sie die glänzende Haarfülle mit einer Samtschleife straff nach hinten gebunden.

»Ich habe uns einen Tisch reservieren lassen«, und dabei dirigierte er sie auf den Speisesaal zu, wo es nach gebratenem Fleisch roch.

»Das wäre nicht nötig gewesen«, sagte sie und rückte von ihm ab.

»Ich könnte auch die Schlüssel nehmen und gehen.«

»Könntest du«, sagte er.

Ein Kellner geleitete sie zu einem Tisch mit zwei Gedecken in einer Ecke des großen Speisesaals. Über ihnen hingen in akkurater Reihe die Porträts namhafter Akademiker, die würdevoll auf sie herabblickten, als würden auch sie Vivas Pläne durchdenken.

William war offenbar schon hier gewesen, denn ein dicker Briefumschlag – sie nahm an, dass er die Schlüssel enthielt – lehnte an einem silbernen Pfefferstreuer.

Er rückte seine Knie in Nadelstreifen sorgsam unter dem Tisch zurecht, lächelte sie vage an und teilte ihr auf seine affektierte, selbstzufriedene Weise – für die sie nun nur noch Widerwillen empfand – mit, dass er sich erlaubt habe, eine Flasche Château Smith Haut-Lafitte zu bestellen, einen Jahrgang, der ihm besonders zusagte.

Der Kellner nahm ihre Bestellungen entgegen, Einbrennsuppe und Lammkoteletts für ihn, gegrillte Seezunge für sie, das Einfachste und Schnellste, was auf der Speisekarte zu finden war. Sie schämte sich, denn trotz allem war sie hungrig.

Sie sah ihn verstohlen an. Mit seiner makellosen Kleidung und der ungeduldigen Autorität, die er ausstrahlte, war er eine noch immer gebieterische Erscheinung. Noch immer gut aussehend auf eine etwas blutleere Art – obwohl seine Haut von einem schlimmen Malariaanfall während seiner Indienrundreise eine wachsgelbe Farbe zurückbehalten hatte.

Ein paar steife Freundlichkeiten, dann sah William sich im Raum um und senkte die Stimme.

»Bist du dir sicher, dass du die hier wirklich haben möchtest?« Er umschloss den Umschlag mit seiner Hand.

»Ja«, sagte sie. »Danke.« Sie hatte sich bereits vor dieser Unterredung vorgenommen, nicht einmal den Versuch einer Erklärung zu unternehmen.

Er wartete darauf, dass sie noch etwas hinzufügte, und trommelte mit seinen manikürten Nägeln auf dem Tischtuch. Wie sauber deren Halbmonde waren, die Nagelhaut ordentlich gestutzt. Sie erinnerte sich daran, wie er sie im Bad geschrubbt hatte.

»Fährst du zurück?«

»Ja.«

»Allein?«

»Allein.« Sie biss sich von innen auf die Lippe.

Sie hörte ihn pfeifend seufzen. »Darf ich dich daran erinnern, dass du über kein Geld verfügst – oder nur über sehr wenig.«

Sie zwang sich, nicht darauf einzugehen. Das brauchst du mir nicht zu sagen.

Er knetete sein Brötchen und verstreute dessen Krümel über den Beilagenteller. Er betrachtete sie aus kalten, grauen Augen – Augen, die einmal aufrichtig gegläntzt hatten. Der Kellner brachte seine Suppe.

»Nun«, er kostete einen Löffel voll, »ich halte es für eine ganz und gar schreckliche Idee, die in keinem Verhältnis zum Nutzen steht. Absolut unverantwortlich.«

»Schmeckt die Suppe, Sir?« Ihr munterer Kellner hatte sich ihnen genähert. »Etwas zusätzliche Butter, Madam?«

Sie winkte ihn fort.

»Bleib, wo du bist«, sagte William frostig, da sie ihren Stuhl zurückgeschoben hatte. Er wartete, bis der Kellner außer Hörweite war.

»Pass auf, Viva«, sagte er, »was auch immer zwischen uns gewesen oder nicht gewesen sein mag, ich fühle mich immer noch für dich verantwortlich. Ich kann diesen Schritt nicht billigen, ohne weitere Einzelheiten zu erfahren.«

Sie sah ihm offen in die Augen. »Hast du irgendwelche Zweifel darüber, was mit uns passiert ist?«

»Nein«, zum ersten Mal sah er ihr in die Augen. »Aber Indien ist nichts für dich«, sagte er, »und ich bin in Sorge, dass es dich zu sehr mitnehmen wird.«

Sie sah ihn fragend an. »Dafür ist es nun ein wenig zu spät, William«, sagte sie. »Findest du nicht?«

Wie ein Tier hatte sie sich einmal nach ihm verzehrt und war immer wieder durch die Straßen in der Nähe seiner Wohnung geschlichen in der Hoffnung, einen Blick auf ihn zu erhaschen; sie hatte gelernt, lautlos unter den Kissen zu weinen, nachdem das Licht gelöscht war.

»Viva, ich ...«

»William, bitte.«

Als sie den Umschlag hochhob, rieselten ein paar Rostflocken durch die Ritzen und hinterließen neben dem Salzstreuer eine Spur. Mit gerunzelter Stirn verfolgte er, wie sie die Schlüssel in ihre Handtasche steckte. »Mein Entschluss steht fest«, sagte sie. »Ich bin immer davon ausgegangen, einer der Vorteile, eine Waise zu sein, sei der, tun und lassen zu können, was man möchte.«

»Wie willst du deinen Lebensunterhalt bestreiten?«

»Ich habe bereits zwei Leute gefunden, die bereit sind, meine Überfahrt zu bezahlen – ich werde Anstandsdame sein und habe dann ein paar Adressen in Indien.«

»Eine Anstandsdame. Hast du eine Ahnung, wie verantwortungslos du bist?«

»Und ich werde auch Schriftstellerin werden.«

»Woher willst du das denn wissen?« Sie konnte die leichte Rötung seiner Wangen sehen. Er ertrug es einfach nicht, die Sache nicht selbst im Griff zu haben, das wurde ihr jetzt klar. Er bevorzugte das verletzte Vögelchen.

»Ich habe schon damit angefangen«, sagte sie. Wie sehr sie das alles ängstigte, würde sie ihm allerdings nicht erzählen.

Er schüttelte den Kopf und bedeckte seine Augen kurz mit den Fingern, als wollte er ihre vielen Dummheiten ausblenden.

»Weißt du übrigens, dass du hinten im Kleid einen kleinen Riss hast?«, warf er ein. »Die Farbe steht dir, aber ich würde sie nicht in Indien tragen – man sieht es dort nicht gern, wenn Frauen sich so animalisch gebärden.«

Sie ging darüber hinweg. Nun, da die Schlüssel in ihrer Tasche waren und sie gesagt hatte, was sie hatte sagen wollen, spürte sie eine Kraftquelle, wie Sauerstoff im Kreislauf. Plötzlich hatte sie richtig Hunger.

Sie prostete ihm mit ihrem Glas Château Smith Haut-Lafitte zu.

»Wünsch mir Glück, William«, forderte sie ihn auf. »Ich habe heute meine Überfahrt auf der Kaiser gebucht. Ich fahre.«

Middle Wallop, Hampshire, Oktober 1928

In der Nacht, ehe sie England verließ, bekam Rose Wetherby derart kalte Füße, dass sie ernsthaft überlegte, zu ihren Eltern zu gehen und zu sagen: »Passt auf, vergesst die ganze Sache, ich möchte nicht weg«, aber natürlich war es zu spät.

Mrs Pludd, Familienköchin während fünfzehn ihrer neunzehn Jahre, hatte ihr Lieblingsgericht gekocht: Shepherd's Pie und Stachelbeersahne. Wäre es nach Rose gegangen, hätte sie es sich nicht gewünscht, denn dieses Kindheitsessen verstärkte nur das Gefühl der Verzweiflung und nicht loslassen zu wollen. Alle gaben sich größte Mühe so zu tun, als stünde nichts Besonderes bevor. Ihr Vater, der noch blasser als sonst aussah, versuchte ihnen einen Witz zu erzählen, den er offensichtlich für diesen Anlass aufgespart hatte: Ein fürchterlicher Witz über einen Mann, der tatsächlich glaubte, dass Kuckucke in Uhren lebten, und als sie und ihre Mutter ihren Einsatz verpatzten und zu früh und an der falschen Stelle lachten, hatte er sie mit einem derart unglücklichen Lächeln bedacht, dass der Auflauf sich in ihrem Magen zu Stein verwandelt hatte und sie am liebsten geweint hätte.

Ich werde dich so sehr vermissen, Papa; Jack wird dich niemals ersetzen können. Die Wucht dieser Empfindung überraschte sie.

Nach dem Abendessen war sie in den Garten gegangen. Die letzten Rauchwölkchen eines Feuers aus Blättern stiegen auf und schwebten über die großen Äste der Zeder. Es war ein kalter, aber ein schöner Tag gewesen, mit einem Himmel so klar wie poliertes Glas und frühmorgendlichem Reif auf den Bäumen. Der Garten war seines Sommerschmucks beraubt, hatte aber mit seinen entlaubten Rosenbüschen vor dem wilden Wein und den leuchtenden Hagebutten nie schöner ausgesehen.

Sie ging am Obstgarten vorbei, wo ihre Ponys, Smiler und Bertie, unter dem Apfelbaum begraben lagen und wo sie und Tor in feierlicher Kleidung und mit Kerzen in der Hand all ihre Kaninchen und Hunde beerdigt hatten. Ihre Füße traten das gröbere Gras platt, als sie die

Abkürzung vom Obstgarten zu den Ställen nahm.

Sie würde weggehen, und da das Licht nun all das verzauberte, was für gewöhnlich als gegeben hingenommen wurde, empfand sie es als unerträglich schmerzhaft und kostbar: das Knirschen des Kieses, den Geruch des in den sich verdunkelnden Himmel aufsteigenden Feuers; das silbrige Gleiten des Bachs, der unter der Einfahrt verschwand.

Sie blickte zurück zum Haus und ließ das Leben Revue passieren, das sie dort geführt hatte: das Gelächter und die Streitigkeiten, den Ruf »Schlafenszeit, ihr Lieben«, der wohlige Klang des Gongs, der zum Abendessen rief, wenn sie und Tor und ihr großer Bruder Simon, den sie verehrt hatte, durch den Garten gerannt waren und Hütten gebaut oder Cricket gespielt oder so getan hatten, als wären sie Deutsche oder Bachpiraten. Ihr großer Bruder Simon, der seine Zähne bleckte und allen Abweichlern mit der Planke drohte.

Copper, ihr letztes Pony, streckte seinen Kopf über die Stalltür. Sie gab ihm seinen Gute-Nacht-Apfel, schlüpfte dann nach einem verstohlenen Blick nach links und rechts zu ihm in den Stall und brach weinend über ihm zusammen. Nichts in ihrem Leben hatte sie sich bisher so elend fühlen lassen, und das ausgerechnet jetzt, wo sie doch eigentlich glücklich sein sollte.

Copper stupste sie sanft mit seinem Kopf an, und sie ließ ihre Tränen in seine Mähne rollen. Sie wusste, sie würde ihn nicht wieder sehen, auch nicht die Hunde, Rollo und Mops, die langsam alt wurden. Vielleicht nicht einmal ihre Eltern. Infolge der verflixten schlimmen Lungenentzündung, die ihr Vater erst im vergangenen Winter durchgemacht hatte, war sein Motor angeknackst, wie er es ausdrückte, eine gravierende Herzschwäche in den Worten des Arztes. Er hatte sich nicht davon erholt. Sie sprachen über ihre Heirat, als würde er sie miterleben können, aber beide wussten, dass es unwahrscheinlich war.

Sie war sich auch all der schmerzlichen Erinnerungen an Simon bewusst, die dieser heutige Abend wecken würde. Der liebe Simon, so groß und schlaksig und blond und halb erwachsen, hatte von seinem Vater alle Güte und Galanterie, aber auch seine härteren Eigenschaften geerbt. Er war im letzten Kriegsmonat in Frankreich gefallen. Zehn Tage

vor seinem einundzwanzigsten Geburtstag. Seine Eltern sprachen kaum darüber, aber es lauerte immer wie ein Eisberg unter einem glänzenden Wasserspiegel.

Nun saß sie im Gartenschuppen auf einem Stapel zusammengestellter Stühle, umgeben von Kisten, in denen die Äpfel, die ihre Mutter für den Winter verstaut hatte, ordentlich in Seidenpapier eingewickelt lagen, und einer staubigen Sammlung von Korbstühlen und Krockethämmern und alten Kricketschlägern. Am anderen Ende des Rasens ging im Arbeitszimmer ihres Vaters ein Licht an und warf einen dunklen rechteckigen Schatten auf die Wiese. Sie stellte ihn sich vor, wie er sich über seine Bücher beugte, und dabei mit jenem Blick verzweifelter Ruhe, den er aufsetzte, wenn er alles Aufwühlende zu verdrängen versuchte, die Asche seiner Pfeife in den Messingaschenbecher klopfte, den er in Ägypten erstanden hatte, oder sein Grammophon aufzog, um seinen geliebten Mozart zu hören. Ihr Fixpunkt, ihr magnetischer Nordpol – aber nun veränderte sich alles. Sie wünschte, sie würde rauchen wie Tor. Tor meinte, es helfe wirklich, wenn man in einer solchen Stimmung war.

Sie blieb eine Weile und gab sich alle Mühe, zur Ruhe zu kommen. Soldatentöchter weinen nicht.

Als sie über die Hintertreppe hoch in ihr Zimmer stieg, rief ihr die Mutter aus ihrem Schlafzimmer zu: »Ist alles in Ordnung mit dir, Schatz?«

»Ja, Mama«, sagte sie. »Alles in bester Ordnung, und ich komme gleich, um Gute Nacht zu sagen.«

In ihrem Zimmer hatte man all ihre neuen Kleider von außen an ihren Kleiderschrank gehängt, wo sie wie Geister darauf zu warten schienen, dass ihr neues Leben begann. Sie hatten so einen schönen Tag mit Tor und deren Mutter Jonti verbracht. So hübsche Sachen gekauft – ein fließendes Kleid mit rosa Teerosen darauf bei Harrods; dazu passende neue rosa Wildlederschuhe; ein Tenniskleid, zu dem ihre Mutter die Stirn gerunzelt hatte, das aber so süß war mit einer Art Kellerfalte im Rücken und Satinbändern.

Ihre Mutter hatte sie in einen sehr intimen kleinen Salon am Beauchamp Place geführt, den Tors Mutter empfohlen hatte. Er hatte

was von einem Puderdöschen mit all den Bändern, Lüstern und dem schmeichelhaften pfirsichfarbenen Licht. Dort hatten sie ihre Aussteuer gekauft: dreizehn Baumwollschlüpfer; ein Korsett, das hinten geschnürt wurde; Pumphosen aus indischem Baumwollmusselin; zwei Seidenpetticoats und dann das lange pfirsichfarbene Negligee mit dem Spitzenbesatz, in dem sie sich wie eine glamouröse Fremde fühlte. Nachdem Madame ihre Maße genommen und ihr zu ihren »perfekten Proportionen« gratuliert hatte, hatte Rose sich im Spiegel betrachtet.

Ihre Schultern, ihre Taille, selbst die kleinen Knospen ihrer Brüste schienen auf skandalöse Weise zur Schau gestellt. Wenn sie dies das nächste Mal trug, läge sie in Jack Chandlers Bett. Mama, deren Gesicht plötzlich hinter ihr im Glas aufgetaucht war, hatte offenbar die gleichen Gedanken. Mit einer lustigen kleinen Grimasse hatte sie die Augen geschlossen. Das war alles so neu für sie beide.

Womöglich wäre dies der beste Zeitpunkt gewesen, sie zu den Dingen zu befragen, die sich in einem Schlafzimmer abspielten, aber sie war zu befangen gewesen. Alles was auf diesem Gebiet erfolgt war, war ein überstürzter Besuch bei Dr. Llewellyn, einem alten Freund der Familie, der mit ihrem Vater auf die Jagd gegangen war und seine Praxis in der Harley Street hatte. Heftig errötend war er ihren Blicken ausgewichen und hatte in ihr herumgefischt und ihr dabei fürchterlich wehgetan und ihr danach einen kleinen Schwamm überreicht. Er sagte, sie solle ihn benutzen, wenn sie keine Jungfrau mehr war. »Sie führen ihn folgendermaßen ein.« Der Rücken seines Tweedanzug hatte sich gedehnt, als er unter knackenden Geräuschen in die Hocke ging und den Schwamm zwischen ihre Beine stopfte. Er hatte ihr dazu noch einen kleinen Stoffbeutel gegeben, in dem sie ihn gewaschen und gepudert verwahren sollte, wenn er nicht in Gebrauch war.

Sie hätte ihre Mutter gerne um weitere Informationen zu diesem beängstigenden Ereignis gebeten, das dieses Ding aus seinem Stoffbeutel holen würde, aber ihre Mutter, die sie – selbst hochrot vor Verlegenheit – an der Tür zur Praxis allein gelassen hatte, hatte nichts gesagt. Sie wollte Tor fragen, hatte es eines Abends sogar getan, als sie Scherze über das Küssen von Jungs machten, aber Tor war ärgerlicher Weise sehr vage geblieben, wie immer, wenn sie selbst nichts

wusste.

Jetzt stand ihr riesiger neuer ›Viceroy‹-Schrankkoffer in der Zimmerecke. Im Lauf des Tages hatte sie ihn zur Hälfte gepackt und die Kleider sorgfältig in Seidenpapier gewickelt und hineingelegt, die schweren Teile nach unten. Sie gab sich alle Mühe, nun so vernünftig und fraulich wie Mama zu sein. Mit einem Stapel Frauenmagazinen, ihren ständigen Begleitern, seit Mrs Sowerby sie ihr gegeben hatte, ging sie zu Bett. Mama, die nur Horse and Hound und Blackwood's Magazine abonniert hatte, sah darin eine furchtbare Geldverschwendung, aber für sie waren diese Hefte die einzige Quelle der Information über »es«. Auf der Kummerkastenseite von Woman's World beantwortete eine Redakteurin namens Mary sämtliche Fragen ihrer Leserinnen.

»Liebe Mary«, schrieb ein Mädchen. »Ich werde in Kürze heiraten und habe meine Mutter gebeten, mich über die Tatsachen des Lebens aufzuklären. Sie meint, ich sei durch und durch ungezogen und krankhaft und würde das bald selbst herausfinden.« Unterschieden mit Unwissende Betty.

Mary hatte zurückgeschrieben. »Schicken Sie mir einen frankierten, adressierten Briefumschlag, und ich werde Ihnen alles sagen, was Sie wissen müssen.«

Rose hatte mehrmals daran gedacht, ebenfalls einen Brief an Mary mit genügend Briefmarken zu schicken, um eine Antwort nach Bombay gesandt zu bekommen; aber der Gedanke, Ci Ci Mallinson oder deren Ehemann Geoffrey könnten diesen versehentlich öffnen, war zu peinlich. Zudem hoffte sie, dies auf der Reise herauszufinden, natürlich nicht auf praktische Weise, aber sie würden an vielen Partys teilnehmen und ältere Menschen treffen.

Sie kehrte zu einem Artikel zurück, in dem es um die Liebe der Männer zu Frauen ging, die ein wenig geheimnisvoll sind. »Lassen Sie ihn ein wenig im Unklaren«, meinte die Autorin, »außerdem werden Sie umso reizvoller für ihn, wenn sie, anstatt ihm all Ihre Hoffnungen und Ängste zu verraten, ihn bitten, von sich zu erzählen.«

Jack hatte sie anlässlich der Geburtstagsfeier zum Einundzwanzigsten ihrer Freundin Flavia kennen gelernt, den diese im Savile Club in

London feierte. Er hatte ihr erzählt, er sei gebeten worden für einen anderen Gast einzuspringen, und er war ihr so viel älter und erfahrener vorgekommen als die anderen dummen Jungs. Zudem sah er gut aus, eine schlanke große Erscheinung mit blonden Haaren. Ein allzu guter Tänzer war er nicht, und anfangs waren sie beide hoffnungslos eingeschüchtert und ohne ein Wort über die Lippen zu bringen zur Musik der New Orleans Rhythm Kings über die Tanzfläche gehopst.

Dann hatte er sie gebeten mit ihm nach unten zu kommen, damit sie sich nicht so anschreien mussten, und dort hatte sie ihn über Indien ausgefragt. Und war anfangs eher beeindruckt als geblendet gewesen. Er schien ihr ein richtiger erwachsener Mann zu sein und schon so viel erlebt zu haben: Er hatte Jagd auf Wildschweine und Tiger gemacht und indischen Menschen beigebracht, etwas über sich selbst zu erfahren. Er war diesbezüglich sehr bescheiden und meinte, er trage einfach nur seinen Teil bei, aber sie spürte, dass er tapfer gewesen war.

Nun wünschte sie sich, ihn so zu lieben, wie es die Woman's World beschrieb, nämlich nicht »recht und schlecht miteinander auszukommen«, sondern den Ratschlag zu befolgen, »ihn neugierig zu machen und das Gefühl des Geheimnisvollen lebendig zu halten«. Bis jetzt war der geheimnisvolle Teil leicht zu erfüllen gewesen – er hatte vier Wochen nach ihrer ersten Begegnung um ihre Hand angehalten und war eine Woche später nach Indien zurückgekehrt. Aber die wirkliche Prüfung, die einzige, die zählte, würde kommen, wenn sie allein zusammen in Indien waren.

Ein leises Klopfen an der Tür – ihr Vater. Sie hoffte, er würde nicht sehen, dass ihre Augen von dem großen Tränenausbruch im Sommerhaus gerötet waren. Er ließ seinen Blick langsam durchs Zimmer wandern, über den gepackten Schrankkoffer, das Rosenkleid, Jacks Foto auf ihrem Nachttisch.

»Was meinst du, wirst du das alles gut hinkriegen, Fröschlein?«, fragte er.

»Ja, Papa, das werde ich.«

Er setzte sich neben sie aufs Bett. Ihr heftiges »das werde ich« hatte ihn wohl an die Hochzeit denken lassen. »Das will ich doch auch

meinen«, sagte er. »Ich bin richtig eifersüchtig auf ihn, Frosch.«

»Nicht doch, Papa!«

»Bin ich aber.« Seine Finger, die im Lampenschein papieren und ziemlich alt aussahen, zupften am Bettüberwurf. »Mein liebes Mädchen.«

Als er sich ihr zuwandte, vernahm sie entsetzt, wie er schluckte, gefolgt vom atemlosen Rasseln seiner Lungen. Zum ersten Mal überhaupt sah sie ihn weinen. Vor dem Fenster bewegten sich die dunklen Zweige der Zeder im Wind. Dieser Baum hatte ihrer Wiege Schatten gespendet, ihr Baumhaus gehalten und war Teil der Hütte gewesen, die sie mit Tor gebaut hatte.

»Wer sind nun diese verdammten falschen Pudel?«, sagte er mit völlig veränderter Stimme und nahm dabei das Vogue-Magazin zur Hand und starrte auf das Mannequin auf der Titelseite. Das war ihr Spiel, als sie klein war: Er war ein grimmiger Typ namens Colonel Bluff, der sie auf eine Weise anbrüllte, wie er das im wirklichen Leben nie tat. »Seltsames Zeug! Verschwendung guten britischen Geldes.«

Sie schlang ihre Arme um ihn und vergrub ihren Kopf im weichen Moleskinstoff seiner Weste. Wie dünn er jetzt war! Sie sog ihn ein, Pfeife und Seife und Hunde und hielt ihn irgendwie tief in sich drin fest.

»Gute Nacht, Papa. Schlaf gut.«

Gute Nacht, schlaf fest und froh, hoffentlich beißt dich kein Floh.

»Gute Nacht, mein Liebling, mein liebes Mädchen.« Sie spürte seinen zittrigen Atem unter ihren Fingern.

»Wärst du so lieb, das Licht auszumachen?«

»Mach ich.« Die Tür schnappte zu, und es wurde dunkel im Zimmer. Sie wusste, und auch er wusste es: Es war ihre letzte Nacht unter einem gemeinsamen Dach.